

Die Ehrlichkeit des Völkerbundes.

Wozu Danzig „Frei“ Staat ist.

Polen verlangt für alle seine Besitztümer in Danzig, für alle seine Beamten, Angestellten usw. volle Exterritorialität, eine Forderung, die mit der Souveränität der freien Stadt in keiner Weise in Einklang zu bringen ist. Polen behauptet, daß die freie Stadt Danzig lediglich im Interesse Polens geschaffen sei. Der Oberkommissar des Völkerbundes aber hat sich dem polnischen Standpunkt nicht angeschlossen. In einer Entscheidung betont der Danziger Selbständigkeit und umgrenzt die politischen Rechte und führt aus: „Es scheint mir, daß, wenn die Forderungen, die jetzt von den Polen gestellt werden, in vollem Umfang mit allen ihren Folgen angenommen würden, daß Danzig dann nicht mehr eine freie Stadt genannt werden könnte.“

Das Fell des Bären.

London, 18. Dez. Zu den Berichten der französischen Presse, wonach Großbritannien geneigt sei, zum Vorteil Frankreichs das Finanzabkommen vom 18. August über die Verteilung der ersten Goldmilliarde abzugeben, erklärt Reuters nach Auskünften von gut unterrichteter Seite, daß die Haltung der britischen Regierung unverändert sei. England bleibe dabei, daß dieses Abkommen von der französischen Regierung vollzogen werden solle. Die vor kurzem geführte Beratung habe zweifelsfrei ergeben, daß die belgische Regierung nicht bereit sein würde, auf ihre Vorzugsrechte bei dem Anteil an dieser Summe zu verzichten. England sei ebenso wenig bereit, seinen Anteil aufzugeben, der dazu bestimmt sei, die großen Kosten des Befehlshabers zu decken.

Diese Feststellung der Reuters-Agentur bekräftigt Petit Parisien. Er stellt vielmehr fest, daß Rouvier bei seinen Verhandlungen mit Lloyd George und Sir Robert Horne nicht das kategorische Nein gehört habe, das diese Kundgebung ausspreche. Das Wort will auch wissen, daß man in Londoner Finanzkreisen geneigt sei, der öffentlichen Meinung Frankreichs durch eine Umgestaltung des Abkommens vom 18. August eine gewisse Befriedigung zu geben.

Eine unbequeme Delegation.

Saarbrücken, 14. Dez. In der gestrigen Stadtkonferenzentscheidung verlor das Saarverordnende Röhrl im Namen der drei großen Fraktionen und der Deutschnationalen folgende Erklärung:

Wie das Resümee Mensuel des Völkerbundes vom Dezember 1921 berichtet, ist die saarlandische Ordnung, welche im Monat Oktober d. J. in Genf gewiesen ist, eine „Pseudo-Delegation“ genannt worden. Gegen eine derartige Bezeichnung legen wir Verwahrung ein. Die Abordnung war eine offizielle betraute Vertretung der vereinigten politischen Parteien und der wirtschaftlichen Verbände. Als gewählte Vertreter der Stadt Saarbrücken erklären wir, daß wir diese Abordnung als die unsrige anerkennen. Ferner erklären wir, daß wir eine Abordnung, welche von den vereinigten politischen Parteien zur Wahrnehmung allgemeiner Interessen der Saargebietebevölkerung förmlich zum Völkerbundrat entsandt werden sollte, als unsere Vertretung anerkennen. Die Ausübung der Abordnung überlassen wir den vereinigten politischen Parteien.

Die russische Friedensmöglichkeit.

Daß 1916 ausstehende Friedensverhandlungen mit Russland erfolgt sind, war bereits bekannt. Eine zusammenhängende Darstellung gibt Generalmajor v. Brissberg in seinem Buch: „Rein und Heimat 1914—1918“.

Daraus ergibt sich, daß bereits im Frühjahr 1916 Konstantin Marx ein Programm für die Friedensabhandlung mit Russland entworfen hat, für das sich der frühere preussische Minister v. Loebell interessierte. Auf seine Verwendung wurde Marx am 1. Juli vom Reichskanzler Bethmann Hollweg empfangen, der ihn an den Staatssekretär des Auswärtigen wies. Herr v.

Der Kampf gegen die §§ 218—220.

Von Peter Hoffmann (Neub.).

Eine der wichtigsten Fragen, die Leben, Gesundheit und Sittlichkeit unseres Volkes betreffen, ist unstreitig die der Strafwürdigkeit der Verbrechen gegen das leibliche Leben. Eine Frage, die nicht nur vom medizinisch-biologischen Standpunkt aus betrachtet werden darf, sondern auch ein weit höheres juristisches, volkswirtschaftliches und nicht zuletzt auch sittliches Interesse hat. Seit der Einbringung der zwei Anträge der sozialdemokratischen Partei des Reichstages vom 2. und 31. Juli 1920, von denen der erste die völlige, der zweite die teilweise Straffreiheit jeglichen Eingriffs verlangt, ist diese brennende Frage nicht mehr zur Ruhe gekommen. Sie wogt der Kampf der Meinungen und Ansichten hin und her. Zur Ehre der Ärzte, die sich für die Straffreiheit aussprechen, ist es zu sagen, daß sie mit einer gewissen Entschiedenheit und mit einer gewissen Energie die Straffreiheit gegen die Verbrechen des ungewollten Lebens geltend genommen hat (vergl. Kölner Ärztezeitung), wahrlich ein Bildnis in unserer armen dunklen Zeit!

Zu den verhältnismäßig wenigen Ausnahmen zählt unter anderem der hervorragende Berliner Frauenarzt Dr. Max Hirsch in seiner neuesten Broschüre über diesen Gegenstand. Seine Ausführungen dürfen nicht unüberprüft bleiben, weil sie aus dem Munde eines Fachmannes kommen. Dr. Hirsch steht auf dem Standpunkt, daß das Strafgesetz veraltet, ja sogar unheilvolle Wirkungen im Gefolge gehabt habe. Er empfiehlt daher eine gänzliche Umgestaltung der strafrechtlichen Bestimmungen, indem er unter Verbeugung des § 220 als Schutzgesetz des Selbstbestimmungsrechtes und Förderung eines Gesetzes gegen nichtärztliche und gewerbmäßige Abtreiber und duntle Helfer der medizinischen Hilfe einen viel weiteren Rahmen als bisher gezogen wissen will.

Es ist tief bedauerlich, daß ein Arzt, von Aussehen Schöner der Volkstugend und Volkswohlfahrt, sich radikalen Anschauungen zu hingeben und unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Forschung und humaner Denkwürdigkeit öffentlich zu vernehmen. Ein Mann, der sich doch darüber klar sein muß, daß beim Abtreiben der öffentlichen Sittlichkeit die Verletzung der Verfassung, der Lehen beim Abtreiben, daß der ärztliche Stand bei uns in Deutschland nun einmal geneigt, die größten Verwundungen anrichten muß.

Seine radikalen Theorien beruhen auf radikalen Forderungen. Ich greife nur ein paar grundsätzliche Punkte heraus. Hirsch geht aus von der schon von dem Moralphilosophen Gobbes (1670) verfochtenen Anschauung, daß es keinen absoluten Maßstab für gute und böse Handlungen gebe, sondern daß das Sittliche ein abhängiger relativer Begriff sei, der sich je nach Zeit und Umständen ändere. Folgerichtig hält er daher mit Lambert (1777) die öffentliche Meinung als einzige Norm der Sittlichkeit. Und da das öffentliche Recht ein Teil der sittlichen Ordnung darstellt, betrachtet er mit den Vertretern der modernen medizinischen Wissenschaften wie Saignes und Budin u. a. das Strafrecht, insbesondere das öffentliche Strafrecht, als ein Erzeugnis des jeweiligen Volkswillens. „Das Strafrecht“, so schreibt Hirsch, „muß sich auf den Boden der öffentlichen Meinung stellen. Sie ist der öffentliche Ausdruck der objektiven Sittlichkeit. Sie ist Produkt des Gesamtgeistes einer Zeit und einer Gemeinschaft.“ Die allgemeine gültige Norm der Sittlichkeit ist also nach Hirsch die sog. öffentliche Meinung. Nun aber, so folgert er weiter, gehe die in weitesten Kreisen des Volkes herrschende Auffassung dahin, daß die Fruchtbarkeit keine unerlaubte Handlung sei und nicht mehr für ein Verbrechen gehalten werde. Also sei die bisherige Behandlung der Fruchtbarkeit durch das moderne Strafrecht falsch, so im jeder sittliche Wertstellung zu einem gewissen Vorgehen gegen die Abtreiber. Man könne demnach auch nicht reden von Abtreibung und es sei verfehlt, die Abtreiber unter die Tötungsverbrechen unterzuordnen. Und so führt er einen schreienden Widerspruch.

Seine radikalen Theorien beruhen auf radikalen Forderungen. Ich greife nur ein paar grundsätzliche Punkte heraus. Hirsch geht aus von der schon von dem Moralphilosophen Gobbes (1670) verfochtenen Anschauung, daß es keinen absoluten Maßstab für gute und böse Handlungen gebe, sondern daß das Sittliche ein abhängiger relativer Begriff sei, der sich je nach Zeit und Umständen ändere. Folgerichtig hält er daher mit Lambert (1777) die öffentliche Meinung als einzige Norm der Sittlichkeit. Und da das öffentliche Recht ein Teil der sittlichen Ordnung darstellt, betrachtet er mit den Vertretern der modernen medizinischen Wissenschaften wie Saignes und Budin u. a. das Strafrecht, insbesondere das öffentliche Strafrecht, als ein Erzeugnis des jeweiligen Volkswillens. „Das Strafrecht“, so schreibt Hirsch, „muß sich auf den Boden der öffentlichen Meinung stellen. Sie ist der öffentliche Ausdruck der objektiven Sittlichkeit. Sie ist Produkt des Gesamtgeistes einer Zeit und einer Gemeinschaft.“ Die allgemeine gültige Norm der Sittlichkeit ist also nach Hirsch die sog. öffentliche Meinung. Nun aber, so folgert er weiter, gehe die in weitesten Kreisen des Volkes herrschende Auffassung dahin, daß die Fruchtbarkeit keine unerlaubte Handlung sei und nicht mehr für ein Verbrechen gehalten werde. Also sei die bisherige Behandlung der Fruchtbarkeit durch das moderne Strafrecht falsch, so im jeder sittliche Wertstellung zu einem gewissen Vorgehen gegen die Abtreiber. Man könne demnach auch nicht reden von Abtreibung und es sei verfehlt, die Abtreiber unter die Tötungsverbrechen unterzuordnen. Und so führt er einen schreienden Widerspruch.

Jagow war aber nicht zu sprechen. Dagegen gelang es Marx, den Generalstabchef v. Falkenhayn für die Angelegenheit zu interessieren. Durch die lange Verhandlung war aber inzwischen die Lage infolge des Erfolges Brussilows verändert. Man wollte wissen, bis durch die Niederlage Rumänien eine glücklichere Situation geschaffen sei. Immerhin wurde am 2. September in langen Besprechungen zwischen Herrn v. Jagow und Konstantin Marx eine prinzipielle Einigung über die Friedensabhandlung herbeigeführt. Marx hat gleichzeitig um die Erlaubnis, mit dem ihm befreundeten bulgarischen Gesandten Rizoff die Angelegenheit zu besprechen. Die Erlaubnis wurde gegeben. Es fanden Besprechungen zwischen Jagow, Rizoff

und Marx statt. Man beschloß, nicht mit dem russischen Hofe, sondern mit den liberalen Parteien der Duma zu verhandeln. Nach der Einnahme von Bukarest am 6. Dezember rückte der Zeitpunkt der Sondermission nach Bulgarien heran. Es wurde beschlossen, um sich nicht durch die Entscheidung eines Deutschen gegen zu sehr zu engagieren, den bulgarischen Gesandten allein zu schicken. Rizoff reiste am 2. Februar nach Stockholm und Christiania, wo er Besprechungen mit den russischen Gesandten Refljadow und Gulkewitsch hatte.

Und dann kam die russische Revolution... Die stikischen Erhebungen an den höheren Schulen Preußens haben Anfang voriger Woche stattgefunden. Ich habe nichts anders tun können, als ihren Wunsch zu erfüllen. „Wahrheit“, ein lautes Mädchen... „Täpfer“, ein willensstark. Sie hat jene Art gesunder Naturen, die nicht laagen und Mitleid heischen, sondern alles in sich selbst verarbeiten. Und doch wäre es besser gewesen, für Margret Fündchen, wenn sie sich hätte ausweichen können. Die Gedächtnisbilder durch die starken Schicksalsfälle, die schweren Tage der Krankheit und die Sorge um ihre Zukunft, — all das war doch zuviel für die schwachen Schulkinder! — Sie wurde trübsinnig und matt... Vom Frühling, der die Säfte erneuert, — und von einigen gütigen Worten des bish. Gnaden, habe ich, da sie sich aufrichtet... „Ich verzeihe, kommen Sie, Mutter Oberin...“

Unter dem hängenden Gewölbe einer gewaltigen frühjahrernden indischen Weide, am Rande des klaren fließendes im versteinerten Winkel des Naturparkes, fanden sie Margret Fündchen auf einer Bank. Leppiges Mondlicht lag schwer wie eine Krone über ihrer hohen, weißen Stirn. Große, graublaue Augen starrten aus dem leeren blauen Gesicht ausdruckslos ins Weite. Man dachte kein Menschenerinnerer zu sein, um an den ersten Blick zu sehen, daß die stille Trübsinnigkeit im schwarzen Kleide an einem Schmerz zu tragen hatte, für den sie bei sich und ihrer Umgebung weder Trost fand, noch suchte. Wie ein Bild von Stein lag sie da, regungslos... Nur von Zeit zu Zeit floß ein nervöses Zucken, wie von versteinerten Weinen, über die bleichen Lippen.

Mutter Regina, die Oberin, trat zuerst auf die Lebende zu, die fast erschrocken um sich blickte, als sie nahe Schritte hörte. „Mein Kind“, sagte sie, „sieh doch, — ein ehrenvoller Besuch. Der hochwürdigste Herr Bischof, — „Bräutchen Fündchen“, sagte sie, vorstellend, hinzu. „Sie sind krank, mein Bräutchen! — Bleiben Sie ruhig sitzen.“ begann der Kirchenfürst, als sich das

Wiederholt sind nämlich den hiesigen Waisenkindern anlässlich des Weihnachtsfestes mancherlei Gaben zugewandt worden, wofür den hochwürdigen Spendern auch an dieser Stelle dankbar dank gesagt werden soll. Doch bitten wir, die armen Kinder vor dem Weihnachtsfest zu bedenken, daß es heute schwer ist, für 270 Kinder eine Weihnachtsgabe zu beschaffen. Dabei muß aber auch ein Fortschritt erwünscht werden, der zum Nachteile der Waisenkinder ausschlagend und weit verbreitet ist. Das hiesige kath. Waisenhaus wird fast allgemein als reiches Waisenhaus genannt, wodurch die Meinung erweckt wird, es sei eine öffentliche, vom Staat unterhaltene Anstalt; das trifft indes nicht zu, das kath. Waisenhaus hier selbst ist vielmehr eine private Einrichtung, die zur Befriedigung ihrer Kosten auf Stiftungen und auf die Erhebung eines Pflegegeldes angewiesen ist. Die vorhandenen Stiftungen bezogen deren Erträge ermäßigend auf die Verwaltung vor dem Kriege, sich mit einem sehr niedrigen Pflegegeld begnügen zu können; das ist nun insofern durch die andauernde steigende Löhnerung aller Lebensbedürfnisse erheblich anders geworden, und trotz der allmählich möglichen Erhöhung des Pflegegeldes befindet sich die Verwaltung jetzt ständig in der größten Schwierigkeit, in ihrer Rechnung das Gleichgewicht zu erhalten. Diese Schwierigkeit wächst längst zur Drückerei nicht geworden sein, wenn die Pflege und der Unterricht nicht in den Händen von Ordensschwwestern läge, die keine Vergütung für ihre Arbeit, sondern nur ihren bescheiden Lebensunterhalt erhalten, somit den Haushaltungskosten nicht weiter belasten, wie es der Fall sein würde, wenn die Verwaltung auf weltliche Kräfte angewiesen wäre.

An der Waisenkindern zu sparen, die im Vergleich mit Familienkindern ohnehin schon manches entbehren müssen, vermag die Verwaltung nicht über sich zu gewinnen, sie erachtet es vielmehr als ihre Pflicht, ihnen eine ansehnliche, gute und gesunde Pflege zu bieten. Bei dieser Sachlage liegt es nahe, die Zukunftswelt weiterer Kräfte auf die Waisenkinder zu lenken; hier ist für alle mitleidigen Herzen eine schöne Gelegenheit, sich zu betätigen. Gegenwärtig, wo in verhältnismäßig kurzer Zeit große, sogar sehr große Vermögen erworben worden sind und täglich noch namhafte Gewinne erzielt werden, wäre es da nicht hochförmig und aller Ehre wert, etwas von dem reichen Segen den Waisenkindern zu widmen? Manchem, der unverschuldet oder fernerlos aus der Welt scheiden wird, würde es gewiß zu großer Befriedigung gereichen, sein Andenken durch ein Vermächtnis oder eine Stiftung an das Waisenhaus dauernd zu erhalten, sei es auch mit lebenslangem Vorbehalt der bei minderbemerkter Anlage des Kapitals erhaltenden Zinsen für den Stifter. Andere können sich vielleicht durch die gegenwärtige Mission anregen, ein besonders gutes Werk zu tun, sie könnten besser, als andere, einen Zweck finden, als für die Waisenkinder sorgen zu helfen.

Zu dem oft, sehr viel gekündigten Stante waren mir die Stiftungen ohne weiteres von Steuern und Gebühren befreit, ganz oder teilweise befreit; die neue Gleichbehandlung führt eine solche ganz selbstverständliche Mäßigkeit nicht mehr, was einer Wegnahme eines Teiles der gestifteten Beträge gleichkommt, ein Umstand, der manchem das Wohlsein verleiht könnte; das sollte aber doch niemandem entfallen. Der Richter Claudius sagt so schön:

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm wehen,
Sind Sterne, die nicht untergehen.

Wohlthaten alle, die mit Gedächtnissen beglückt sind, der Waisen mit herzlichen Gedanken; aufrichtige Dankbarkeit ist hier den Wohlthaten sicher und würde ihr bester Lohn sein, denn Wohlthaten bringen Gewinn. (Gaben werden sowohl im Waisenhaus wie in der Schule Marienberg angenommen.)

Die stikischen Erhebungen an den höheren Schulen Preußens haben Anfang voriger Woche stattgefunden.

Am wichtigsten sind dabei die Fragen nach der Vorbildung und dem Beruf des Vaters. An einem Bogen in einer Mittelschule des Industriegebietes hat sich ergeben, daß nur rund 40 Väter akademische Vorbildung besitzen; die übrigen 510 Väter sind Nichtakademiker. Neben der Tochter des Bergwerksdirektors sieht die des Kohlenhauers, des Zechenbeamten usw. Neugierig blickten die Verhältnisse an den meisten höheren Schulen des Industriegebietes sein — ein Beweis gegen die Behauptung, diese Schulen und besonders die Lyzeen seien „Landesgymnasien“.

Eine Weihnachtsbitt für unsere Neuzug Waisenkinder.

Wiederholt sind nämlich den hiesigen Waisenkindern anlässlich des Weihnachtsfestes mancherlei Gaben zugewandt worden, wofür den hochwürdigen Spendern auch an dieser Stelle dankbar dank gesagt werden soll. Doch bitten wir, die armen Kinder vor dem Weihnachtsfest zu bedenken, daß es heute schwer ist, für 270 Kinder eine Weihnachtsgabe zu beschaffen. Dabei muß aber auch ein Fortschritt erwünscht werden, der zum Nachteile der Waisenkinder ausschlagend und weit verbreitet ist. Das hiesige kath. Waisenhaus wird fast allgemein als reiches Waisenhaus genannt, wodurch die Meinung erweckt wird, es sei eine öffentliche, vom Staat unterhaltene Anstalt; das trifft indes nicht zu, das kath. Waisenhaus hier selbst ist vielmehr eine private Einrichtung, die zur Befriedigung ihrer Kosten auf Stiftungen und auf die Erhebung eines Pflegegeldes angewiesen ist. Die vorhandenen Stiftungen bezogen deren Erträge ermäßigend auf die Verwaltung vor dem Kriege, sich mit einem sehr niedrigen Pflegegeld begnügen zu können; das ist nun insofern durch die andauernde steigende Löhnerung aller Lebensbedürfnisse erheblich anders geworden, und trotz der allmählich möglichen Erhöhung des Pflegegeldes befindet sich die Verwaltung jetzt ständig in der größten Schwierigkeit, in ihrer Rechnung das Gleichgewicht zu erhalten. Diese Schwierigkeit wächst längst zur Drückerei nicht geworden sein, wenn die Pflege und der Unterricht nicht in den Händen von Ordensschwwestern läge, die keine Vergütung für ihre Arbeit, sondern nur ihren bescheiden Lebensunterhalt erhalten, somit den Haushaltungskosten nicht weiter belasten, wie es der Fall sein würde, wenn die Verwaltung auf weltliche Kräfte angewiesen wäre.

An der Waisenkindern zu sparen, die im Vergleich mit Familienkindern ohnehin schon manches entbehren müssen, vermag die Verwaltung nicht über sich zu gewinnen, sie erachtet es vielmehr als ihre Pflicht, ihnen eine ansehnliche, gute und gesunde Pflege zu bieten. Bei dieser Sachlage liegt es nahe, die Zukunftswelt weiterer Kräfte auf die Waisenkinder zu lenken; hier ist für alle mitleidigen Herzen eine schöne Gelegenheit, sich zu betätigen. Gegenwärtig, wo in verhältnismäßig kurzer Zeit große, sogar sehr große Vermögen erworben worden sind und täglich noch namhafte Gewinne erzielt werden, wäre es da nicht hochförmig und aller Ehre wert, etwas von dem reichen Segen den Waisenkindern zu widmen? Manchem, der unverschuldet oder fernerlos aus der Welt scheiden wird, würde es gewiß zu großer Befriedigung gereichen, sein Andenken durch ein Vermächtnis oder eine Stiftung an das Waisenhaus dauernd zu erhalten, sei es auch mit lebenslangem Vorbehalt der bei minderbemerkter Anlage des Kapitals erhaltenden Zinsen für den Stifter. Andere können sich vielleicht durch die gegenwärtige Mission anregen, ein besonders gutes Werk zu tun, sie könnten besser, als andere, einen Zweck finden, als für die Waisenkinder sorgen zu helfen.

Zu dem oft, sehr viel gekündigten Stante waren mir die Stiftungen ohne weiteres von Steuern und Gebühren befreit, ganz oder teilweise befreit; die neue Gleichbehandlung führt eine solche ganz selbstverständliche Mäßigkeit nicht mehr, was einer Wegnahme eines Teiles der gestifteten Beträge gleichkommt, ein Umstand, der manchem das Wohlsein verleiht könnte; das sollte aber doch niemandem entfallen. Der Richter Claudius sagt so schön:

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Tote, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm wehen,
Sind Sterne, die nicht untergehen.

Wohlthaten alle, die mit Gedächtnissen beglückt sind, der Waisen mit herzlichen Gedanken; aufrichtige Dankbarkeit ist hier den Wohlthaten sicher und würde ihr bester Lohn sein, denn Wohlthaten bringen Gewinn. (Gaben werden sowohl im Waisenhaus wie in der Schule Marienberg angenommen.)

Die stikischen Erhebungen an den höheren Schulen Preußens haben Anfang voriger Woche stattgefunden.

Margret im Irzgarten.

Original-Roman von Georg Heinrich Daub.
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Buch.

1.
Großer Jubel herrschte im Schulloster der Musikanten im stillen, waldeinsamen Bergstädtchen.

Sonnenschein umgänzte die altersgrauen Stützgebäude, die sonst so zurückgezogen im Grün hoher Bäume sich versteckten Wimper und Flaggen, bei denen die kirchlichen Farben, Weiß, Rot, Blau und Gelb vorherrschten, grünten den Beschauer. Vom höchsten Mast aber baute sich knatternd eine Fahne in den Landesfarben im Frühlingsschwind und kündete, daß ein friedlicher Hori deutscher Wissenschaft und Gerechtigkeit zu ihren Füßen lag. Der hohe Mast aber, zu dessen Ehren all die festlichen Veranstaltungen getroffen waren und der am Morgen durch eine Ehrenparade seinen Eingang ins Kloster gehalten hatte, — der ehrwürdige Bischof Dr. Johannes Pilgram — schritt um die Mitbegründer an der Seite der ehrwürdigen Oberin Mutter Regina durch den Klosterpark, um sich von den Anstrengungen der vorgenommenen Prüfungen zu erholen.

„Alles, was wahr ist, Mutter Regina“, begann der greise Kirchenfürst in jenem vertrauten Ton, zu dem langjähriges Bekanntheit mit der Ordensfrau ihn berechnete, „aber ich freue mich wirklich jedesmal, wenn mich meine Visitationstour durch die Dörfer in die Nähe des waldreichen „Marienäum“ führt. Hier wohnt die Ruhe und hier weihen Frieden und Glück. In den hohen Mauern des stillen Ständes geschehen die Wogen des Weltgeschehens, — hier vergißt man, daß draußen ein Krieg der Millionen und Milliarden tobt.“

Tief aufatmend, blieb der Bischof stehen und betrachtete wohlgefallig die festlichen Kloster- und

Versteckgebäude, die sich am Südrande des Parkes erhoben.

„Freude“, hörte der Oberhirt da die Ordensfrau sprechen. „Ja, — es scheint so. Bischöfliche Gnaden vergessen aber, daß die Menschen, die durch die Klosterporte zu uns kommen, — ich denke an unsere Schwestern und Pensionärinnen, — durch tausend Mühen mit der Welt da draußen verknüpft sind! Nein: all das Leid, das da draußen die Herzen bewegt, all die großen und kleinen Tragödien dieser Erde finden auch hier ihr klares Echo.“

„Sie sprechen so ernst, Mutter Oberin, — haben Sie bestimmte Fälle im Auge?“

„Nein, — und ja. Soeben denke ich an eine Pensionärin, die ich vor einigen Stunden in den Park schickte, weil die wüsten, warme Aprilwind auf die schwer Leidende wohlthätig einwirken wird. Vielleicht führt dieser Weg an dem lauschigen Plätzchen vorüber, das sie gesundlich aussieht. Das arme Kind liegt mir sehr am Herzen und ich würde glücklich sein, wenn der bish. Gnaden es durch einige Worte aufrichtete.“

„Gern. Aber wenn ich Zeit sein soll, muß ich das Leben kennen... Wer ist es?“

Margret Fündchen, so heißt mein Sorgenkind, hat durch den Krieg beide Eltern verloren, — und mit ihnen die Zukunft, die ihr sonst hätte. Der Vater, ein aktiver Hauptmann, fiel im Kampf; die Mutter, eine Bekannte von mir, war fast eine blasse, zarte Frau. Der harte Schlag lähmte ihre Kraft und vor einigen Monaten folgte sie dem Gatten ins Grab. Ohne Geschwister, ohne nennenswerten Vermögen, steht das junge, feinebildete Mädchen nun plötzlich vor der Notwendigkeit, sich selbst ihr Brot zu verdienen. Natürlich war sie daheim, um der Mutter in den letzten Stunden zur Seite zu sein, und als sie zurückkehrte, gelang es mir, daß sie fast mittellos sei. Sie brach nun sofort ihr Studium ab, — ihr Sinn war darauf gerichtet gewesen, Rechtin zu werden, — und bat mich, sie im Rufus der Hausverwaltung aufzunehmen. Sie war bezaubernd in ihrem selbstge-

schafften Entschluß, — daß ich nichts anders tun konnte, als ihren Wunsch zu erfüllen. „Wahrheit“, ein lautes Mädchen... „Täpfer“, ein willensstark. Sie hat jene Art gesunder Naturen, die nicht laagen und Mitleid heischen, sondern alles in sich selbst verarbeiten. Und doch wäre es besser gewesen, für Margret Fündchen, wenn sie sich hätte ausweichen können. Die Gedächtnisbilder durch die starken Schicksalsfälle, die schweren Tage der Krankheit und die Sorge um ihre Zukunft, — all das war doch zuviel für die schwachen Schulkinder! — Sie wurde trübsinnig und matt... Vom Frühling, der die Säfte erneuert, — und von einigen gütigen Worten des bish. Gnaden, habe ich, da sie sich aufrichtet... „Ich verzeihe, kommen Sie, Mutter Oberin...“

Unter dem hängenden Gewölbe einer gewaltigen frühjahrernden indischen Weide, am Rande des klaren fließendes im versteinerten Winkel des Naturparkes, fanden sie Margret Fündchen auf einer Bank. Leppiges Mondlicht lag schwer wie eine Krone über ihrer hohen, weißen Stirn. Große, graublaue Augen starrten aus dem leeren blauen Gesicht ausdruckslos ins Weite. Man dachte kein Menschenerinnerer zu sein, um an den ersten Blick zu sehen, daß die stille Trübsinnigkeit im schwarzen Kleide an einem Schmerz zu tragen hatte, für den sie bei sich und ihrer Umgebung weder Trost fand, noch suchte. Wie ein Bild von Stein lag sie da, regungslos... Nur von Zeit zu Zeit floß ein nervöses Zucken, wie von versteinerten Weinen, über die bleichen Lippen.

Mutter Regina, die Oberin, trat zuerst auf die Lebende zu, die fast erschrocken um sich blickte, als sie nahe Schritte hörte. „Mein Kind“, sagte sie, „sieh doch, — ein ehrenvoller Besuch. Der hochwürdigste Herr Bischof, — „Bräutchen Fündchen“, sagte sie, vorstellend, hinzu. „Sie sind krank, mein Bräutchen! — Bleiben Sie ruhig sitzen.“ begann der Kirchenfürst, als sich das

Wiederholt sind nämlich den hiesigen Waisenkindern anlässlich des Weihnachtsfestes mancherlei Gaben zugewandt worden, wofür den hochwürdigen Spendern auch an dieser Stelle dankbar dank gesagt werden soll. Doch bitten wir, die armen Kinder vor dem Weihnachtsfest zu bedenken, daß es heute schwer ist, für 270 Kinder eine Weihnachtsgabe zu beschaffen. Dabei muß aber auch ein Fortschritt erwünscht werden, der zum Nachteile der Waisenkinder ausschlagend und weit verbreitet ist. Das hiesige kath. Waisenhaus wird fast allgemein als reiches Waisenhaus genannt, wodurch die Meinung erweckt wird, es sei eine öffentliche, vom Staat unterhaltene Anstalt; das trifft indes nicht zu, das kath. Waisenhaus hier selbst ist vielmehr eine private Einrichtung, die zur Befriedigung ihrer Kosten auf Stiftungen und auf die Erhebung eines Pflegegeldes angewiesen ist. Die vorhandenen Stiftungen bezogen deren Erträge ermäßigend auf die Verwaltung vor dem Kriege, sich mit einem sehr niedrigen Pflegegeld begnügen zu können; das ist nun insofern durch die andauernde steigende Löhnerung aller Lebensbedürfnisse erheblich anders geworden, und trotz der allmählich möglichen Erhöhung des Pflegegeldes befindet sich die Verwaltung jetzt ständig in der größten Schwierigkeit, in ihrer Rechnung das Gleichgewicht zu erhalten. Diese Schwierigkeit wächst längst zur Drückerei nicht geworden sein, wenn die Pflege und der Unterricht nicht in den Händen von Ordensschwwestern läge, die keine Vergütung für ihre Arbeit, sondern nur ihren bescheiden Lebensunterhalt erhalten, somit den Haushaltungskosten nicht weiter belasten, wie es der Fall sein würde, wenn die Verwaltung auf weltliche Kräfte angewiesen wäre.

An der Waisenkindern zu sparen, die im Vergleich mit Familienkindern ohnehin schon manches entbehren müssen, vermag die Verwaltung nicht über sich zu gewinnen, sie erachtet es vielmehr als ihre Pflicht, ihnen eine ansehnliche, gute und gesunde Pflege zu bieten. Bei dieser Sachlage liegt es nahe, die Zukunftswelt weiterer Kräfte auf die Waisenkinder zu lenken; hier ist für alle mitleidigen Herzen eine schöne Gelegenheit, sich zu betätigen. Gegenwärtig, wo in verhältnismäßig kurzer Zeit große, sogar sehr große Vermögen erworben worden sind und täglich noch namhafte Gewinne erzielt werden, wäre es da nicht hochförmig und aller Ehre wert, etwas von dem reichen Segen den Waisenkindern zu widmen? Manchem, der unverschuldet oder fernerlos aus der Welt scheiden wird, würde es gewiß zu großer Befriedigung gereichen, sein Andenken durch ein Vermächtnis oder eine Stiftung an das Waisenhaus dauernd zu erhalten, sei es auch mit lebenslangem Vorbehalt der bei minderbemerkter Anlage des Kapitals erhaltenden Zinsen für den Stifter. Andere können sich vielleicht durch die gegenwärtige Mission anregen, ein besonders gutes Werk zu tun, sie könnten besser, als andere, einen Zweck finden, als für die Waisenkinder sorgen zu helfen.

Mädchen anordnete, finkend den bischöflichen Segen zu empfangen. Ehe sie dazu kam, hatte der greise Oberhirt das bl. Zeichen über ihrer Stirn gemacht und sich dann auf der Bank niedergelassen.

„Sie haben sicherlich Geschäfte, Mutter Oberin“, sagte er lächelnd; „den Weg zum Rektoratium finde ich her nach; also — „Mir Wiedersehen.“

Einen Augenblick sah er der noch lästigen Vorsteherin des Klosters nach und ließ dadurch der Kranken Zeit, sich etwas zu sammeln. Dann hub er mit väterlich-gütigem Ton an:

„Mein Kind, die gute Mutter Regina hat mir viel Gutes von Ihnen berichtet, — und viel schmerzliches, das Sie in so jungen Jahren tragen müssen, auf dem Wege hierher hörte ich es, — und da fiel es mir auf den nächsten Tag wie ein Schatten. So ist's mit oft geschehen in der letzten Zeit, als ich von Gemeinde zu Gemeinde kam: überall sah ich tiefe Wunden bluten, die der Krieg geschlagen hat. Mandy' armer Frau sah ich in die Augen, die den Gatten oder die hoffnungslosen Schreie verlor, — und von vielem Kummer und herdem Weh haben mir meine Wärter berichtet. Und doch eines hat mich immer wieder getroffen, und beruhigt, — können Sie es wohl erraten?“

„Nein, bish. Gnaden...“

„Nichts? Und doch liegt es so nahe! Mir als Bischof, war es eine heilige Freude, daß die vielen, armen Klosterfrauen dort Trost finden, wo es nicht möglich zu finden ist, beim geliebten Gott...“

„Ach, ich — beie“, antwortete Margret Fündchen, gleichsam einer Frage unvorsorgend, — „aber, — es ist — doch so — schwer...“

Ihre Stimme zitterte und dem Kirchenfürsten durchdrangte bei dem matten, gequälten Klang heißes Mitleid.

(Fortsetzung folgt.)

Glad! „Der Bandid hat mir Ihr Briefchen kurz; alles fortgenommen.“ „Ich denke, daß ich immer einen geliebten Revolver, die Zäpfel!“ — „Den hat er Gott sei Dank nicht gefunden.“

